

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig
Mosle, Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor**

Mosle, Johann Ludwig

Oldenburg, [ca. 1879]

Mein Soldatenberuf. (Vortrag von 1866.)

urn:nbn:de:gbv:45:1-7331

Mein Soldatenberuf.

(Vortrag von 1866.)

Wie ich Soldat geworden bin.

Als ich 1812 in Straßburg Jura studirte, kam ich ganz am Ende des Jahres, eines Nachmittags, wie gewöhnlich, in's Kaffeehaus, um meine demi-tasse zu trinken und die Zeitung zu lesen. Es war noch leer im Saal und nur ein mir bekannter alter Franzose, Cuirassier-Capitain und Commandeur des in Straßburg garnisonirenden Depots seines Regiments, ging unruhig auf und ab, unter schmerzlichen Seufzern und Exclamationen. Ich verstand: „Oh, quel malheur! — quelles pertes! — mon pauvre régiment!“ und dergleichen mehr, — und auf meine Frage: „Q'avez Vous, capitaine?“, ergriff er ein Zeitungsblatt und legte es mit den Worten vor mich hin: Lisez, la moitié de l'armée est anéantie; l'empereur est de retour en France!“

Ich griff zitternd vor innerer Bewegung nach dem Blatt, welches das bekannte 29. Bulletin brachte, und den Rückzug aus Rußland wie die ungeheuren Verluste der französischen Armee zum ersten Male, wenn auch nur halb, eingestand, um auf die Opfer vorzubereiten, welche die Regierung unter solchen Umständen vom Volke verlangen müsse.

Wir hatten bisher in den uns allein zugänglichen französischen Zeitungen nur Siegesberichte gelesen. Zwar das Verlassen des verbrannten Moskau war angekündigt, aber nur, um am Dnieper gute Winterquartiere zu beziehen und im nächsten Frühjahr ganz Rußland zu erobern. Und nun verkündete man officiell, daß die ganze Cavallerie vernichtet, fast alles Material verloren sei, daß die Reste der Armee in Preußen und Deutschland sich sammeln würden!

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachrichten auf den 19jährigen Studenten machten, der die Franzosen als die Unterdrücker seines Volks haßte, der durch und durch deutsch gesinnt war!

— Und die 20 bis 30 Commilitonen aus den sogenannten hanseatischen Departements, die damals mit mir in Folge des französischen Universitätszwangs in Straßburg studirten, theilten, bis auf ein paar Ausnahmen, diese Empfindungen. Wir raunten einander die große Nachricht zu, wir steckten die Köpfe zusammen, um unsere Hoffnungen und Erwartungen zu besprechen, wir machten Spaziergänge über die Rheinbrücke nach Kehl, um dort in dem badischen Ort die deutschen Zeitungen zu lesen. Bald brachten uns dieselben die Nachricht von dem Abfall Preußens und einige Wochen später (im Februar 1813) las ich in der Augsburger Zeitung den bekannten Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk“. Nun war kein Halten mehr unter uns jungen Leuten. Wir sahen die preußische und russische Armee schon vor den Thoren von Straßburg; wir wollten uns nicht in eine französische Festung einschließen lassen; wir waren einig darüber, wir mußten fort von hier. Einige wollten zu Haus, sich mit den Eltern zu besprechen, Andere vorläufig eine deutsche Universität beziehen und dort das Weitere abwarten, noch Andere direct zur preußischen Armee zu kommen suchen, um als Freiwillige einzutreten und gegen die Franzosen zu fechten. Ich gehörte zu den letzteren und verabredete mit vier anderen jungen Oldenburgern, daß wir uns über Heidelberg, Bamberg und Coburg nach Sachsen auf den Weg machen wollten, wo wir die Preußen zu finden hofften.

Ein Brief, den ich Ende Februar 1813 erhielt, entschied vollends unsern Entschluß. Mein Vater schrieb mir, ich möchte Straßburg verlassen und auf eine entfernte deutsche Universität gehen. Er besorgte, daß die Franzosen mich unter den gegenwärtigen Umständen zum Militärdienst aufrufen würden, wie es in der That einige Monate später geschah. Eine Geldanweisung war dem Schreiben beigelegt. Die Freunde fügten hinzu, was sie eben besaßen oder durch Verkauf und Verfaß rasch zusammenbringen konnten, und so wanderten wir in den ersten Tagen des März mit einer nicht ganz unansehnlichen gemeinschaftlichen Reisecasse wie zu einer kurzen Erholungs- und Vergnügungsreise über die Rheinbrücke nach Kehl und von da weiter über Durlach und Bruchsal nach Heidelberg. Obwohl ohne Paß, fanden wir nirgends Schwierigkeiten; — man hielt uns für Heidelberger Studenten auf einer Fußtour begriffen; — in jenen Gegenden eine alltägliche Erscheinung. —

In Heidelberg fanden wir die Studentenschaft in großer Aufregung. Ueber achtzig von den damals 400 Studirenden, größten-

theils Preußen und Norddeutsche, waren plötzlich abgereiset, wie Seder-
mann wußte, zur allirten Armee. Man sprach davon ganz unbefangen,
wie von einer Sache, die sich von selbst versteht. Ein paar Bekannte,
die wir aussuchten, sagten uns geradezu: „Wir merken es wohl, Ihr
wollt zur Armee! — dürften wir nur mit Euch gehen!“ — Wir leug-
neten denn auch nicht und baten um Anweisung, wie die nöthigen Pässe
durch Baiern und Thüringen zu erlangen seien. Hier zeigte sich aber
eine große Schwierigkeit. Auf dem Paßbureau verlangte man natürlich
unsere Legitimationspapiere, wer und woher wir seien? — Wir hatten
nichts der Art bei uns und wurden also abgewiesen. Ohne Paß aber,
darüber war Alles einig, würden wir in Baiern keinen Schritt machen
können, ohne der Gendarmerie in die Hände zu fallen.

Was war zu thun? — Unsere Sache wurde Abends in der Wein-
stube förmlich berathen, und die Meinung eines jungen Freundes aus
Holstein, wir müßten uns hier in Heidelberg als Studenten immatri-
culiren lassen, und zwar als Holsteiner, und dann etwas später auf
unsere Matrikel Pässe nehmen, fand allgemeine Zustimmung. Wir stell-
ten uns anderen Tages dem Universitäts-Amtmann vor als junge Leute
aus Oldenburg in Holstein, die in Heidelberg studiren wollten. Da wir
von ein paar bekannten Holsteinern begleitet waren, fragte man nicht
nach unserer Legitimation, und — anderen Tages hatten wir unsere
Matrikeln in Händen.

Natürlich ging es nun aber nicht an, ganz kurz darauf wieder
Pässe zu verlangen. In etwa vier Wochen schloß das Semester und
die Osterferien begannen. So lange mußte in Heidelberg ausgeharrt
werden. Wir trösteten uns um so leichter wegen dieser Verzögerung,
als alle öffentlichen Blätter erzählten, die russische Armee habe an der
schlesisch-polnischen Grenze Halt gemacht, um sich zu erholen und zu
sammeln, der König von Preußen aber verweile fortwährend in Breslau
und organisire dort seine Armee für den bevorstehenden Feldzug, wäh-
rend die Franzosen sich allmählig an der Elbe sammelten. Ein Monat
werde noch vergehen, ehe die Feindseligkeiten ernstlich beginnen könnten.
So hatten wir ja Zeit bis zur Mitte April etwa. Es fiel keinem von
uns ein, daß wir vor unserm Eintritt in die Truppe einexercirt werden
müßten, somit in Heidelberg eine kostbare Zeit verlören. Wir stellten
uns vor, man werde uns gleich bei den Vorposten ein Gewehr in die
Hand geben, und dann mit darauf und vorwärts! —

So verloren wir denn in Heidelberg fast vier Wochen auf frei-
lich für uns sehr angenehme Weise. Wir besuchten die interessantesten

Collegia, wir lernten den alten Boß und den berühmten Thibaut kennen, wir genossen des keimenden Frühlings in dem wundervollen Land, wir erfreuten uns des lebendigsten Verkehrs mit vielen gleichgestimmten, neuen jugendlichen Freunden. Dann kamen die Osterferien heran und mit ihnen die Nachricht von dem Ausbruch der allirten russisch-preussischen Armee nach der Lausitz, — bald auch von dem Angriff und der Einnahme von Dresden.

Nun war für uns kein Halt mehr. Es wurden Pässe genommen für eine Ferienreise über Erlangen nach Baireuth und Karlsbad, und in der zweiten Hälfte des April wanderten wir fünf Oldenburger über Mergentheim auf Erlangen, von wo wir dann nach Umständen über Coburg oder Baireuth zur Armee stoßen wollten, welche nach unserer Rechnung dann wohl Thüringen erreicht haben werde.

In Erlangen waren einige Briefe von Heidelberger Studenten an dortige Commilitonen abzugeben. Das verschaffte uns sofort eine Menge Bekanntschaften unter der Erlanger Studentenschaft. Man erkannte oder errieth unsere Absicht, man hätte sich uns gar gern angeschlossen, aber Alle, die sich noch dort befanden, waren Einheimische, Franken oder Bayern, die polizeilich streng beaufsichtigt wurden und nicht ohne größte Gefahr für sich und die Ihrigen fortgehen konnten, um bei dem Feinde Dienst zu nehmen. Man mußte sich begnügen, uns seine warme Sympathie auszusprechen, uns auf das herzlichste zu begrüßen und zu bewirthen. Wir mußten zwei volle Tage in Erlangen bleiben; die drei bestehenden Landsmannschaften luden uns nach einander zu festlichen Mahlen ein. Und als wir endlich auf unsere Abreise am folgenden Morgen fest bestanden, kam eine Senioren-Deputation, um uns zum Abschied zu begrüßen und uns zu bitten, 200 Gulden aus ihren landsmannschaftlichen Cassen zur Fortsetzung unserer Reise anzunehmen, denn wir würden einen weiteren Weg haben, als wir vermuthet. Es sei Nachricht eingelaufen, daß die französische große Armee in Thüringen sich gesammelt habe und nach Leipzig und Dresden vorrücke. Zugleich fuhr ein im Voraus bezahlter Wagen vor, der uns nach Baireuth bringen sollte, um den uns verursachten Zeitverlust einzuholen. — Ich führe diese Specialitäten an, damit sie den Geist der damaligen deutschen Jugend bekunden. Man kann sich vorstellen, wie sich unsere Herzen dadurch gehoben fanden!

Von Baireuth hatten wir uns auf Plauen und Altenburg wenden wollen, aber uns trat dort die Nachricht entgegen, daß die französische Armee die Saale passirt habe und in die Gegend von Leipzig

gerückt sei. Gleich darauf wurde (am 2. Mai) die Schlacht bei Lützen geliefert, welche die allirte Armee bis zur Elbe und nach Dresden zurückwarf. Nun mußten wir uns von Baireuth östlich nach Böhmen wenden und über Eger, Karlsbad und Tepliz Dresden zu erreichen suchen. Es war am 18. Mai, als wir Abends nach einem langen Tagemarsch in Tepliz eintrafen und im Adler am Markt einkehrten, um dort Nachtquartier zu nehmen. *) In der Wirthsstube, in die man uns führte, lag auf dem Tisch ein frisches Zeitungsblatt, das sogleich hastig ergriffen wurde. Es brachte die Nachricht, die verbündete preußisch-russische Armee habe die Elbe und Dresden den Franzosen überlassen, und bei Bautzen in der Lausitz eine Position bezogen, um dort eine zweite Schlacht zu liefern. Das warf uns in große Verlegenheiten und Zweifel. Wir waren darauf vorbereitet, in zwei starken Tagemärschen von Tepliz aus nach Dresden zu gelangen, und nun galt es, noch in Böhmen die Elbe zu passiren, sich dann auf Gabel oder Bittau zu wenden und von dort aus das verbündete Heer in der Lausitz zu erreichen. Das waren wenigstens noch 5 bis 6 Tagemärsche und Nachtquartiere, und die Casse wurde knapp, und wer stand dafür, daß wir nicht noch weiter östlich müßten, wenn etwa eine zweite Schlacht verloren ging, wie jene erste? — Das konnte uns nach Schlesien führen, oder gar nach Polen, und so in den sicheren Untergang für eine hoffnungslose Sache, die schwerlich einen Umschlag zum Besseren nahm, durch den Succurs, den wir ihr zubrachten! —

Das etwa war der Inhalt lebhafter Erwägungen in der Wirthsstube des „Adlers“ zu Tepliz, ehe noch irgend eine Erfrischung verlangt oder ein Nachtquartier bestellt war. Es befand sich außer uns eben Niemand im Zimmer, als etwa eine Aufwärterin, die von Zeit zu Zeit sich etwas zu thun machte, um irgend eine Bestellung von den lebhaften jungen Ankömmlingen entgegen zu nehmen. Aber diese fuhren fort zu discutiren und zu disputiren, und die Ansicht, „daß man einige Tage hier bleiben, weitere Nachrichten abwarten und, wenn die Armee abermals rückwärts ginge, nach Erlangen umkehren müsse“, fing an, die Oberhand zu gewinnen. Ich für mein Theil opponirte lebhaft und zuletzt siegreich. Man beschloß, die Nacht hier zuzubringen, um morgen mit dem Frühesten nach Außig zu wandern und dort über die Elbe zu gehen.

*) Das hier beginnende und in dem folgenden Abschnitte sich fortspinnende „Abenteuer in Tepliz“ ist unter Aussonderung des die Kriegführung Betreffenden, in dem ersten Abschnitte des Aufsatzes „Dreimal in Tepliz“ zusammengefaßt.

Nun wurde kalte Küche und böhmischer Wein bestellt. Das bis dahin nicht beachtete artige Mädchen lief hin und wieder, fiel angenehm auf, wurde angeredet und geneckt, und — als ein paar Gläser Wein hastig hinuntergestürzt waren — stand Einer der jungen Gesellen auf, haschte sie und wollte einen Kuß von ihr haben. Aber sie wehrte sich tapfer und schlug den Angriff siegreich ab. Später indeß, da wir aufbrachen, um das Nachtlager zu suchen, ergriff ich ihre Hand fragend: „Giebst Du denn auch mir keinen Kuß zur guten Nacht?“ — „Ei ja,“ sagte das hübsche Kind, „Shne geb' i scho!“ — und litt geduldig, daß ich sie in meine Arme nahm, sich dann eilig losmachend und davon rennend. „Das hast Du Deiner Beredsamkeit von vorher zu verdanken,“ sagten lächelnd die Freunde. — Man wird später sehen, weshalb ich diesen Kuß noch heute nicht vergessen habe. —

Am andern Morgen wanderten wir dann auf Fußig, passirten dort die Elbe und wandten uns auf Gabel, um von dort nach Bauzen zu gelangen. Aber in der Gegend von Zittau erfuhren wir, daß die sächsische Grenze von Franzosen besetzt, bald auch, daß die verbündete Armee bei Bauzen geschlagen sei und sich nach Schlesien zurückziehe. So galt es also, noch weiter östlich in dem neutralen Böhmen vorzudringen, so die schlesische Grenze zu erreichen und dort womöglich auf preußische Truppen zu treffen.

Unsere Tagemärsche von nun an wurden beschwerlicher und unsicherer. Das Geld fing an, uns auszugehen, die Stimmung wurde bedrückt. Wir kehrten Nachts in den ärmsten Dorfwirthshäusern ein, um zu sparen; wir schliefen auf Stroh, wir aßen nicht warm zu Mittag, weil das zu theuer war, sondern kauften Brod im Bäckerladen, ließen unsere Krüge mit Bier füllen und nahmen unser sehr frugales Mahl im Freien unter einem Baum. Diese naturwüchsige Lebensweise veranlaßte einige artige Abenteuer. Nicht weit von der schlesischen Grenze waren wir Mittags durch ein großes schönes Dorf gekommen, an dem schmucken Wirthshaus vorübergegangen, und hatten uns am jenseitigen Ausgang im Freien gelagert, um unsern Mittag zu halten. Als wir unser Brod fast verzehrt hatten, sahen wir ein artiges Mädchen in der Landestracht auf uns zukommen, das eine große Schüssel in beiden Händen trug. Sie setzte dieselbe, mit Rüben, Kartoffeln und Fleisch gefüllt, vor uns nieder, sagend: „Das schickt Euch die Mutter, Ihr würdet wohl hungrig sein und kei Geld haben, da Ihr nit im Dorf eingekehrt wärt.“ — Wir ließen es uns gut schmecken und dankten dem hübschen Kind gar herzlich. — Ein andermal, als wir unser Brod

und Bier unter einem Baum verzehrten, ging ein junger Wandersmann auf der Chaussee an uns vorüber, der sehr ermüdet schien und sich ein paarmal fast sehnsüchtig nach uns umsah. Er wurde herangerufen und gefragt, ob er nicht einen Schluck Bier trinken wolle, was er dankbar annahm. Sich zu uns setzend erzählte er dann, er heiße Kamisch, sei ein Sattlergesell aus Potsdam, habe in Linz in Oestreich in Arbeit gestanden und sei auf dem Wege zur preussischen Armee, weil man ihm geschrieben, der König habe alle jungen Leute zum Dienst aufgerufen, aber auf der langen Reise sei ihm alles Geld ausgegangen. Uns gefiel die pflichttreue patriotische Gesinnung an dem wackeren Sattlergesellen ungemein; wir vertrauten ihm, daß wir dasselbe Ziel hätten, wie er; er möge sich uns anschließen, wir hätten noch etwas Geld, wenn auch recht wenig, und da er gar nichts habe, so werde es für sechs Mann so weit reichen, als für fünf.

Mehrere Tage später trafen wir dann bei Lands hut in Schlesien auf preussische Vorposten. Es war eine Patrouille vom neumärkischen Dragoner-Regiment, geführt von einem Unterofficier, der uns examinierte und an die nächste Feldwache ablieferte. Von da ging es in ein Dorf zum Regiments-Commandeur, dem Major von Wulsen, der uns freundlich empfing und uns auf einem rasch requirirten Bauerwagen nach Schweidnitz in's Hauptquartier transportiren ließ. Dort sollten wir uns bei dem Commandanten, General von Bastrow, melden, der uns weitere Anweisung geben werde. — Die erste Frage des Generals war, ob wir Geld hätten, um uns als Freiwillige zu equipiren? — Wir mußten verneinen. „Die fast sechs wöchentliche Reise von Heidelberg her, also von weit über 100 Meilen, habe unsere Mittel völlig erschöpft.“ — „Dann bleibt Ihnen nur übrig,“ erwiderte der General, „als Soldaten in ein Infanterie-Regiment einzutreten, und wenn Sie wollen, will ich Sie sogleich an den Commandeur des Bataillons schicken, das gerade den Dienst im Hauptquartier hat. Sie werden dort willkommen sein, denn das Bataillon hat kürzlich bei Bautzen viel Mannschaft verloren.“ — Wir waren natürlich sofort bereit, und der Adjutant des Generals erhielt Befehl, uns zum Major von Schachtmeyer zu führen. Die Straßen von Schweidnitz waren ungemein belebt durch Militairs aller Grade und Waffengattungen. Ein junger russischer General mit Adjutanten und Kosacken im Gefolge sprengte an uns vorbei. Wir blickten auf zu ihm und einige von uns riefen gleichzeitig aus: „Mein Gott, das ist ja unser Erbprinz!“ — Der uns führende preussische Officier sagte: „Ja freilich, das ist der Erbprinz

von Oldenburg. Sind Sie Oldenburger?" — Ein einstimmiges Ja! erscholl als Antwort. — Der Preuße sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Hören Sie, das kann ihrem Schicksal eine Wendung geben. Wir wollen umkehren und erst zu dem Prinzen gehen. Er wohnt hier nahe.“ — In dem Quartier des Prinzen angekommen, hieß uns der Officier unten warten, und ging hinauf, seine Meldung zu machen. Wir wurden bald darauf zum Prinzen beschieden, und derselbe rief uns, als wir uns aufgestellt hatten, entgegen: „Sie sind Oldenburger?“ — Es erfolgte einstimmiges Ja. — „Wie heißen Sie denn?“ — Schloifer. — „Ah, der Name ist mir sehr bekannt; Sohn von dem Kammerrath, ohne Zweifel. Und Sie?“ — Becker, Sohn des Bauinspectors, — v. Muck, Sohn des Landvoigts, — Kloster und Mosle. — Auch diese Namen wenigstens waren dem Herrn bekannt. „Und Sie?“ — Ramisch! — „Ramisch, Ramisch?“ — kenne ich nicht. — Nun gleichviel, — der Herr Hauptmann hier erzählt mir, daß Sie von Heidelberg kommen, um hier Dienste zu nehmen. Das ist brav und recht von Ihnen. Wir Alle hoffen, daß die gute Sache endlich siegen wird. Da es Ihnen augenblicklich an Mitteln fehlt, so will ich dafür sorgen, daß Sie als Volontair-Jäger eintreten können.“ — Der treffliche Herr sprach dann noch einige Worte allein mit dem Hauptmann, und dieser kündigte nach seiner Entfernung uns an, daß der Prinz jedem von uns 60 Thaler zur Equipirung werde übergeben lassen und außerdem angeordnet habe, jedem eine Zulage von 3 Thalern monatlich so lange auszusahlen, als wir von der Verbindung mit den Unsrigen abgeschnitten sein würden.

Wir Alle jubelten hoch auf, der Glücklichsste aber war doch wohl unser wackerer Ramisch, welcher uns auseinandersetzte, daß ihm der Muth gefehlt habe, gegen die ihm octroyirte Qualification als Oldenburger auf der Stelle zu protestiren, während wir Andern dem armen Teufel dies nie geahnte Glück von Herzen gegönnt hatten.

Nachdem wir unser Geld empfangen, wurden wir sodann zu dem nächsten Bataillon geführt, das bei Schweidnitz im Lager stand. Es war das 1. Bataillon des Garde-Regiments, befehligt vom Major von Röder, der uns freundlich empfing und dem Jägerdetachement zu theilte. Um die unzähligen jungen Freiwilligen, die sich damals zum Dienst meldeten, zweckmäßig unterzubringen, hatte man die Anordnung getroffen, daß bei jedem regulären Infanterie-Bataillon der Armee eine Volontair-Jäger-, also eine fünfte Compagnie errichtet wurde. Auf solche Weise hatte das Bataillon den bedeutenden Vortheil, 150 bis 200 Büchschützen zu seiner Disposition zu haben, welche zunächst für

das Tirailiren und für den Vorpostendienst, dann aber auch für alle besonderen Commandos und Detachements bestimmt waren, so daß das Bataillon seine Mannschaft in Reihe und Glied, länger vollzählig und intact erhielt. Für die jungen Volontairs aber, auf deren Einübung nur sehr wenig Zeit hatte verwandt werden können, ergab sich dadurch der Vortheil, daß sie in kleineren Haufen (Compagnien) einem militairisch eingeschulften größeren Körper unter solider Führung einverleibt wurden, und damit Gelegenheit zu rascher Ausbildung erhielten. Nur ausnahmsweise behielt man sich vor, die drei Volontair-Jäger-Compagnien jedes Regiments gelegentlich zu einem leichten Bataillon unter Führung eines besonderen Stabsofficiers zu vereinigen.

Die Jägercompagnie, der wir nun zugetheilt wurden, hatte bei Lüzen und Bauzen lange im Feuer gestanden, und viel Abgang gehabt. So waren wir dem Hauptmann von Grevenitz recht willkommen, aber von sofortiger Einstellung, wie wir gehofft hatten, war keine Rede. Schon am folgenden Tage mußten wir sechs Recruten unter Führung eines Unterofficiers nach der nahen Festung Glas abmarschiren, um dort eingekleidet und eingeübt zu werden. Wir erhielten mehr Zeit dazu, als uns lieb war, durch den zweimonatlichen Waffenstillstand, der um diese Zeit (Anfang Juni 1813) abgeschlossen wurde.

Waffen und Montirung waren in Glas rasch angeschafft, ein Lieutenant, von Studnitz, exercirte uns ein, und als wir uns einigermaßen in Reihe und Glied zu benehmen verstanden, tirailirt und nach der Scheibe geschossen hatten, schickte uns der Commandant vier Wochen nach unserer Ankunft in Glas zum Regiment zurück. Wir fanden daselbe in Ernsdorf, Peterswalde und Langen-Biela, großen Gebirgs- und Weberdörfern bei Reichenbach am Fuß des Zobten-Bergs.

Nun begann für uns eine Periode sehr anmuthigen und interessanten Soldatenlebens, an die ich noch jetzt mit Vergnügen zurückdenke. Nur der Hauptmann, der Feldwebel und ein paar Oberjäger waren alte Berufssoldaten; alle Uebrigen Freiwillige dieses Jahres. Die drei Lieutenants, Röchler, Sack und Graf Bückler, hatte die Compagnie selbst nach den Schlachten von Lüzen und Bauzen aus ihrer Mitte gewählt (der erste ist etwa 1845 als Oberstlieutenant in Berlin gestorben, die beiden andern leben noch, Sack als Consistorial-Präsident in Magdeburg, Graf Bückler als abgegangener Minister in Schlesien). Unter unseren 150 Kameraden in Reihe und Glied waren über 80 Berliner und Breslauer Studenten, dann Referendarien, Candidaten, Kaufleute und Fabrikanten, ein Regierungsrath, Assessoren, auch ein

Vater mit seinem Sohn. Wir wurden auf's allerbeste aufgenommen. Unser Kommen von so weit her, in so bedenklicher Zeit diente uns zur Empfehlung und erwarb uns Zuneigung und Vertrauen. Außer den streng eingehaltenen Exercierstunden herrschte der lebendigste, freieste Verkehr. Man versammelte sich in der wunderschönen Gegend im Freien zu Gesang- und Turnübungen, man hielt fröhliche Gelage, man machte Ausflüge auf den Zobtenberg, nach dem Schlosse Fürstenstein, nach anderen schönen Punkten der Umgegend. Es herrschte ein unvergleichlicher Geist der Erhebung und Begeisterung in der damaligen Jugend, ja in der preussischen Bevölkerung überhaupt, und wir wurden dessen im vollen Maaße theilhaftig. Arndt's Soldatencatechismus war unser Studium und unsere Lectüre; die Kriegslieder von Körner, Schenkendorf, Arndt wurden unaufhörlich gesungen; Flugblätter und Zeitungen erzählten täglich neue Beispiele von dem nie geahnten Aufschwung des Volks. Man war überall wie in ein großes Kriegslager versetzt, das ganze Volk in Bewegung, überall bewaffnete Massen und kriegerische Uebungen. Obgleich täglich Geld, Vorspann, Naturalien von dem scheinbar verarmten Lande gefordert wurden, so murrte doch Niemand über Lasten. Die damals mit nur 5 Millionen Menschen bevölkerte, seit 7 Jahren durch feindlichen Druck ausgezogene preussische Monarchie formirte zu den vorhandenen Linientruppen während des Waffenstillstandes 50 Linien-Reserve- und 132 Landwehr-Bataillone. Schlesien allein stellte 90000 Mann unter die Waffen. Die einzige Stadt Berlin, damals nur den vierten Theil ihrer jetzigen Bevölkerung enthaltend, gab 9000 Freiwillige. Die Kurmark allein opferte außer den regelmäßigen Abgaben, an Lieferungen von Material, Pferden, Schlachtvieh und Früchten 1813 zehn Millionen Thaler. — Mit staunender Bewunderung sahen und lernten wir damals, welcher aufopfernden Begeisterung ein Staat fähig ist, der von großen Erinnerungen getragen wird und sich eine große Zukunft zutraut.

Zweimal erhielten wir Oldenburger während des Waffenstillstandes mit einigen vertrauten Kameraden Urlaub nach dem nahen Reichenbach in's Hauptquartier, einmal, um uns unserem dort auf ein paar Tage anwesenden alten Herzog vorzustellen, der uns sehr gnädig empfing und uns durch seinen Cavalier, den Hofstallmeister von Gall, fragen ließ, ob und worin er uns nützlich sein könne. Ein andermal nahm uns unser Lieutenant Sack mit nach Reichenbach, um mit uns den ihm persönlich bekannten Schriftsteller und Dichter Moritz Arndt zu besuchen, der damals durch seine Schriften und Lieder Alles belebte und

fortriß. Daß wir uns zugleich unserm Wohlthäter, dem Erbprinzen von Oldenburg, der gerade in Reichenbach anwesend war, in der Uniform vorstellten und unsern Dank erneuerten, versteht sich von selbst. Auch dem Könige selbst wurden wir bei Gelegenheit einer Revüe besonders und persönlich vorgestellt. Der ernste, wortkarge Herr sah uns wohlwollend an und sagte in seiner lakonischen Art: „Brav, daß gekommen sind; — sich gut halten, Schuldigkeit thun; — wünsche Glück im Dienste.“ —

Nur zwei Umstände störten und trübten unsere glückliche und gehobene Stimmung während des Aufenthalts zu Ernsdorf. Zuerst, daß wir eine große Anzahl unserer neuen Kameraden, und gerade die besten und liebsten, von uns und von der Compagnie scheiden sehen mußten. Bei dem großen Mangel an Officieren für die vielen neuen Formationen griff man während des Waffenstillstandes auf die jungen, gebildeten Volontairs, die schon bei Lützen und Bautzen mitgefochten hatten. Allein aus unserer Compagnie wurden einige Bierzig zu Officieren ernannt und gingen sofort zum York'schen und Bülow'schen Armee-corp's ab. Wären wir Oldenburger 6 oder 8 Wochen früher eingetreten, so hätten wir die Maicampagne mitgemacht und wären im Juli zum Theil vielleicht auch zu Officieren befördert worden. So wurde uns nachträglich der uns damals in Heidelberg auferlegte Zeitverlust sehr empfindlich.

Dazu kam dann noch als Zweites, daß viele von uns an einer Fortsetzung des Krieges zweifelten. Der Waffenstillstand war abgeschlossen worden, um unter österreichischer Vermittelung Friedensverhandlungen zu beginnen, und in Prag waren die Minister der kriegführenden Mächte eifrig beschäftigt, die Bedingungen zu verabreden. Jedermann sah voraus, das werde wieder ein fauler Friede werden; man hörte vom Fortbestehen des Rheinbundes, vom Verbleiben Hollands und der Hansestädte bei Frankreich u. s. w. Dann waren alle schon gebrachten Opfer so gut als vergeblich, und wir gingen einer neuen Periode der Schmach und Unterdrückung entgegen.

Da plötzlich erscholl Anfang August das Gerücht, die Friedensverhandlungen seien abgebrochen wegen der exorbitanten Forderungen des französischen Kaisers, Oestreich habe sich mit uns verbündet, der Waffenstillstand sei gekündigt. Tags darauf kam Marschordre und am 10. August marschirte das Regiment in der Richtung der böhmischen Grenze zu dem neuen Feldzuge ab.

Abenteuer in Teplitz.

(August 1813.)

Hatten wir bisher in unseren reizenden schlesischen Cantonirungen am Fuß des Riesengebirgs das Soldatenleben von seiner fröhlichsten und angenehmsten Seite kennen gelernt, so war der nun zunächst folgende 14tägige forcirte Marsch quer durch Böhmen, über Nachod, Münchengrätz und Leitmeritz zur Vereinigung mit der großen österreichischen Armee bei Bilin, ganz geeignet, uns einen Vorgeschmack seiner Leiden und Entbehrungen zu geben. Unsere jungen, wenig gestählten Leiber empfanden schwer, was es heißen will, mit gefülltem Tornister, Brodbeutel und Patrontasche und die Büchse auf der Schulter, in dichter Colonne, auf staubigen Wegen, in den Hundstagen täglich einen langen Marsch zu machen, und Abends im Bivouak oder in sehr engen Quartieren sich die dürftige Verpflegung selbst zu bereiten. Wir gehörten zu den 90000 Russen und Preußen, die eilig zur großen Armee des Fürsten Schwarzenberg stoßen und, mit den Oesterreichern vereinigt, auf dem linken Elbufer einen Angriff auf Dresden machen sollten, um diesen strategischen Mittelpunkt der französischen Armee zu bedrohen oder zu nehmen, während der Kaiser Napoleon in einer Offensivoperation auf Berlin und Schlesien begriffen war. Seine rechtzeitige Rückkehr mit der großen französischen Armee, um Dresden zu retten, der vergebliche wiederholte Angriff der Verbündeten am 26. und 27. August, ihre Niederlage und ihr übereilter Rückzug nach Böhmen sind bekannt. Wir waren in Gemeinschaft mit der russischen Garde dem Corps des Generals Barclay de Tolly zugetheilt und standen in der Schlacht am 26. dem großen Garten gegenüber, um welchen der heftigste Kampf entbrannte, in der Nähe des Orts, wo der General Moreau erschossen wurde.

Als am 28. der Rückzug begann, führte man uns Anfangs auf der großen Straße nach Böhmen zurück, dann aber plötzlich rechts ab über Maxen und Dippoldiswalde in's Erzgebirg. Es hieß, die große Straße sei schon von den Franzosen besetzt, und in der That hatte Napoleon das Vandamme'schen Corps von fast 40000 Mann beim Königstein über die Elbe geschickt, um der allirten Armee die einzige gute Rückzugsstraße, die Chaussee von Dresden nach Teplitz, zu verlegen. Bis Dippoldiswalde hatten wir schlechte aber doch passirbare Feldwege. Dann aber geriethen wir auf rauhe, steinige, oft steile

Gebirgspfade, vor welchen das Fuhrwerk größtentheils halten blieb, wo die Cavallerie kaum, wir Infanteristen nur mit großer Mühe weiter kamen. Seit 3 Tagen waren wir nicht zum Abkochen gekommen und hatten nur aus dem Brodbeutel von dem sogenannten eisernen Bestand, einem harten Schiffszwieback, gelebt, der für Nothfälle von jedem einzelnen Mann mitgeführt wurde. Er war jetzt ziemlich verzehrt, und auf diesem abscheulichen zweitägigen Marsch durch das Erzgebirge war an keine Verpflegung zu denken. Die elenden Dörfer waren theils verlassen oder schon ausgeplündert, theils wurden sie von den zahlreichen Stäben sofort in Beschlag genommen. Ich erinnere mich, daß wir über ein Rübenfeld herfielen, dessen Frucht im Nu ausgerissen und roh verzehrt war. Am Ende suchte sich Jeder seinen Weg, so gut es ging, und nur die Signalhörner hielten die Colonne mühsam zusammen, während uns von jedem selbsterwählten Ruhepunkt die in einiger Ferne hinter uns erschallenden Schüsse des verfolgenden St. Cyr'schen Corps bald wieder auftrieben.

So kamen wir zum Tode erschöpft am frühen Morgen des 30. August endlich auf der Höhe von Graupen bei der böhmischen Grenze an, und plötzlich lag das herrliche Teplitzer Thal und die freundliche Stadt in seiner Mitte, und der Schloßberg mit der Ruine über ihr, vor unsern überraschten Blicken. Aber wir hatten weder die Stimmung noch die Zeit, uns daran zu ergötzen. Kaum hatte sich Alles, wie gewöhnlich, zu Boden geworfen, um einer kurzen Ruhe zu pflegen, als links im Thal ein heftiges Gewehrfeuer erscholl, dem bald anhaltender Kanonendonner folgte. Alles erhob sich, dahin zu blicken; starker Pulverdampf, ein brennendes Dorf, eilig marschirende Truppen zeigten, daß kaum eine Stunde links von uns ein heftiges Gefecht tobte. Auch wir wurden nun rasch gesammelt und den Berg hinab, bei Mariaschein vorbei, in die Gegend von Culm geführt, in dessen Nähe man uns neben russischen Garden als Schlachtreserve aufstellte. Aber die Sache wurde entschieden, ehe man unserer Mitwirkung bedurfte. Das Kleist'sche Corps, das noch im Erzgebirge hinter uns zurückgeblieben war, hatte sich links aus demselben heraus auf die große Straße von Dresden nach Teplitz hinter die Franzosen gezogen und griff dieselben plötzlich im Rücken an. Damit war die entscheidende Wendung gegeben. Das ganze gegen 40000 Mann starke Corps des Generals Vandamme wurde gesprengt oder gefangen, und Nachmittags mußten wir das Gewehr aufnehmen und uns aufstellen, um den langen Zug der feindlichen Gefangenen, den General an ihrer Spitze, bei uns vorbei defiliren zu

sehen. Man kann sich vorstellen, mit welchem aus Zorn und Jubel gemischten Gefühl, besonders wir Oldenburger, den verhassten, trotzigem Bandamme entwaffnet zwischen zwei preussischen Husaren mit gezogenem Säbel an uns vorüberziehen sahen, von dem wir aus den Zeitungen wußten, wie sehr er im Frühjahr in unserem armen Vaterlande den blutdürstigen Tyrannen gespielt hatte.

Gleich darauf mußten wir dann den mehrstündigen Marsch nach Tepliz antreten. Der furchtbar anstrengende nächtliche Marsch im Gebirg nach Graupen, dann am Morgen von da nach der Gegend von Culm, dann das mehrstündige Stehen unter dem Gewehr auf dem Schlachtfelde, alles ohne eine irgend nennenswerthe Verpflegung und Erquickung, waren vorangegangen; -- dennoch traten wir munter an, denn der eben erfochtene Sieg und die sichtbaren Früchte desselben hatten uns in eine gehobene, hoffnungsvolle Stimmung versetzt. Aber der neue beschwerliche Marsch auf steiniger, stark ausgefahrener Chaussée, in dichter, oft stockender Colonne von allen Waffengattungen, brachte das Physische bald wieder zu seinem Recht. Viele der Schwächeren blieben liegen, hunderte von Maroden aus den vor uns marschirenden Truppentheilen lagen am Rande der Straße hingestreckt. Endlich gegen Abend langten wir in Tepliz an. Auf der Straße wurde Halt gemacht und die Fouriere wurden gerufen. Alles warf sich nieder in der Erwartung, dieselben bald mit Quartierbillets zurückkehren zu sehen. Aber sie wollten nicht erscheinen, und nach einer Stunde etwa, da es finster geworden war, erscholl das Signal zum Weitermarsch. Es sollte ein Bivouak in der Nähe der Stadt bezogen werden, und den Fourieren war draußen der Lagerplatz angewiesen worden. Ich stand mühsam auf, aber meine Beine trugen mich nicht mehr; ich sank wieder zu Boden, als ich ein paar Schritte gemacht hatte. Unaufhaltsam vorüber an mir ging der Marsch dieser Colonnen; Niemand kümmerte sich um mich und ich drückte mich hart an die Wand des nebenstehenden Hauses. Als das Getümmel abnahm, ersaßte mich der Gedanke, was nun zu thun sei? Dem Regimente folgen? es auffuchen in der Nacht? -- dazu fehlten mir offenbar die Kräfte. Hier liegen bleiben in halber Ohnmacht auf dem harten Pflaster die lange kühle Nacht hindurch, ohne alle Erquickung nach so langem Fasten? -- ich hätte es nicht ertragen. Ein Gasthaus auffuchen? -- aber ich hatte keinen Pfennig in der Tasche. -- Da plötzlich wie ein Blitz schoß mir der „Abler“ durch den Kopf, in dem wir vor drei Monaten eine Nacht zubrachten, und die „Räthe“ darin, die sich mir so freundlich erwiesen

hatte. Der Markt konnte nicht weit sein, ich raffte mich mit aller Anstrengung auf und wankte dahin. Das Haus war hell erleuchtet, eine österreichische Schildwache davor, die mich abwies. Es sei ein vornehmer österreichischer General hier logirt und sein ganzer Stab. Ich gab einen Dienstauftrag vor, und der gutmüthige Oesterreicher ließ mich ein. Auf der Hausflur schnarrchte lang ausgestreckt eine ganze Schaar Grenadiere, die Stabswache des Feldmarschalllieutenants Colloredo. Ich stieg mühsam über die riesigen Leiber und kam dann zum Eingang der Küche, wo viele Leute mit Speisen hin- und wiederrannten, um des Generals Tafel oben zu bedienen. Nach einigem Warten kam auch die Kätthe eilig heraus, Geschirr in beiden Händen. Ich trat ihr in den Weg, sagend: „Kätthe, kennst Du mich noch? — ich bin krank und bitte Dich um einen Trunk und um einen Platz, wo ich ruhen kann.“ — Sie erschrak, aber sie erkannte mich rasch und sagte schnell entschlossen: „I hab zu schaffe jetzt, aber i komm glei zrück; bleibe Sie hier steh'!“ — Nach wenigen Minuten war sie wieder da, faßte ohne ein Wort zu sagen meine Hand, führte mich tiefer in's Haus eine Hintertreppe hinauf in ein Dachkämmerchen und drückte mich nieder auf ein Bett, sagend: „Hier könne Sie ruhn; i find' schon andern Platz und bring' Ihne glei ä Süpperl.“ — Mir trat das Wasser in die Augen und ich konnte ihr nur die Hand drücken. Etwas später brachte sie Licht, Essen und einen Trunk Wein, zog mir die Stiefel aus und wünschte mir lächelnd gute Nacht, nicht ohne hinzuzufügen: „Das kommt davo, wenn man unter die Soldate geht.“ — Es war längst heller Morgen, als ich andern Tags erfrischt und hergestellt erwachte. Sie war schon da gewesen, denn auf dem hölzernen Stuhl vor meinem Bett stand eine Schale mit Kaffee und ein paar Semmel daneben. Ich stand langsam auf, brachte so gut es ging Kleider und Rüstung in Ordnung, hoffend, sie werde wiederkommen. Aber sie kam nicht, und die Angst, zum Regiment zu kommen, trieb mich endlich gerüstet und gepackt die Treppe hinunter. Ich fragte nach ihr und man wies mich auf den Hof, wo sie mit andern Weibern Geschirr reinigte. Ich konnte ihr nur die Hand reichen und Dank sagen; sie erröthete und die Kameradinnen lüchelten. — Das Regiment fand ich eine Stunde von der Stadt im Hüttenlager. Ich mußte mich beim Hauptmann melden, welcher sagte: „So, sind Sie auch einmal flau geworden? Na, es ist gut, daß Sie wieder da sind, gehen Sie zu Ihrer Corporalschaft!“ —

Wir standen fast vier Wochen in diesem Lager bei Teplitz, und rechts und links und vor und hinter uns und in allen Dörfern und

Städten der Umgegend eine unermessliche Masse von Truppen aller Art. Es war die große Schwarzenbergische Armee von 130000 Oestreichern, 15000 Russen und 45000 Preußen. Dieselbe hielt alle Zugänge und Pässe nach Sachsen besetzt und war jede Stunde bereit, in einer ausgewählten Position der französischen Armee eine Schlacht zu liefern, wenn Napoleon einen großen Offensivstoß auf Böhmen unternehmen sollte. Zugleich bedrohte sie in dieser Stellung seinen Centralpunkt, Dresden und Umgegend, mit einem neuen Angriff, wenn er sich etwa von da entfernen und Berlin oder Schlesien durch eine erneuerte ernste Offensive bedrohen sollte.

Die im Ganzen gute und regelmäßige Verpflegung dieser auf so engen Raum zusammengedrängten Massen geschah aus österreichischen Magazinen und Lieferungen mit bewunderungswürdiger Ordnung. Alles erholte sich denn auch bald von den vorhergegangenen Mühseligkeiten, und mehr noch als durch Kommissbrod, Kartoffeln und Rindfleisch fand man sich gestärkt und erhoben durch die Siegesnachrichten, welche nach und nach von anderen Theilen des Kriegsschauplatzes zu uns herüberschollen. Unser eigener Erfolg bei Culm wurde vervollständigt und ergänzt durch die Siege bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz, welche Ende August und Anfang September in der Mark, in Schlesien und in Sachsen die vordringenden Franzosen zurückgeworfen hatten. In unserm jugendlichen Uebermuth betrachteten wir nun die Sache als schon entschieden und begriffen nicht, warum man nicht wieder nach Sachsen vorrückte und sich so lange hier in Böhmen die Zeit mit Exercieren und Vorpostendienst vertreibte.

Ein paarmal schien es denn auch, als werde es bei uns wieder Ernst werden. Die ganze Armee wurde alarmirt, Alles rückte in die ihm angewiesene Position, von den Bergen her erscholl Gewehrfeuer. Die große französische Armee war in der That von Dresden her vorgerückt, Napoleon selbst war auf der Höhe von Peterswalde gewesen, nachdem unsere Vorposten zurückgedrängt worden. Aber da er von dort aus die überlegene Stärke und günstige Position der alliirten Armee überjah, hatte er es nicht für angemessen gehalten, weiter in Böhmen einzudringen, war nach Dresden zurückgekehrt und hatte seine Versuche nach der Lausitz und Schlesien erneuert, wo man ihm sofort auswich. Er aber konnte und durfte nicht folgen, weil er dann Dresden und Sachsen der großen alliirten Armee in Böhmen preisgegeben hätte.

Als wir eines Tages nach einer solchen Alarmirung gegen Abend

in unser Lager bei Teplitz zurückkehrten, hatten besonders wir Oldenburger eine große und freudige Ueberraschung. Auf einem der sehr beschwerlichen Märsche nach der Schlacht von Dresden durch's Erzgebirge war neben manchem Andern auch unser Kamerad v. Muck erschöpft umgefallen und liegen geblieben. Wir fürchteten, er werde den verfolgenden Franzosen in die Hände gefallen und gefangen fortgeschleppt sein. Da er der schwächste von uns und von schwankender Gesundheit war, so hielten wir ihn in solchem Falle für verloren. Nun trat er uns bei unserer Rückkehr im Lager gesund entgegen, obwohl sehr zerlumpt und ohne Waffen und Gepäck. Er hatte sich damals, als er sich von seiner Ohnmacht erholt, einem Landwehrbataillon des Kleist'schen Corps angeschlossen, welches gerade vorübermarschirte, war mit diesem nach Nollendorf gezogen und hatte von dort aus die Schlacht von Culm mitgemacht, war leicht am Arm bleivert und dann bei einem französischen Cavallerieangriffe übergeritten worden. Pferdetritte hatten ihm theilweise die Kleider vom Leibe gerissen, ihm aber glücklicherweise nur die Haut verlegt. Eine österreichische Ambulance hatte ihn nach der Schlacht aufgenommen, in einem nahen Dorfe untergebracht und bis zu seiner Heilung verpflegt. — Seine Kleider wurden ausgebeffert und ersetzt, Waffe und Tornister aus dem Compagniewagen herbeigeschafft, und er trat wieder in unsere Reihen, behielt aber zur Unterscheidung den Namen Muck-Nollendorf, den er auch bis an sein frühes Ende getragen hat.

Indeß wurde die Langeweile und Einförmigkeit des Lagerlebens, das gar kein Ende nahm und den ganzen September über dauerte, in so großer und erwartungsvoller Zeit von Niemandem im Regiment so schwer empfunden, als von den jungen erregten Leuten der Jägercompagnie. Man steckte die Köpfe zusammen, man murkte, raisonnirte und disputirte über den Grund dieser unerträglichen Unthätigkeit. Man wurde lässig beim Exercieren, man negligirte sich auf der Lagerwache. Kameraden, die noch etwas bei Gelde waren, brachten einen Theil des Tages beim Marktender zu und etablirten dort kleine Gelage. Der Hauptmann sah Anfangs durch die Finger, dann dictirte er Straf wachen zc., was nicht recht helfen wollte. Da erschien eines Vormittags unser Bataillons-Commandeur, der Major von Röder, ließ antreten, einen Kreis formiren und hielt uns eine Stand- und Strafreden, in der er uns zu Gemüthe führte, daß wir als junge Leute von guter Abkunft, von Erziehung und Bildung vor allem die Aufgabe hätten, ein Beispiel zu geben und darzuthun, daß wir solcher Vorzüge werth und

uns bewußt seien, daß wir das Nothwendige zu erkennen, der Willkür zu entsagen wüßten u. s. w. Da das nicht der Fall zu sein scheinete, so sehe er sich genöthigt, uns daran zu erinnern. Dabei wolle er es für diesmal bewenden lassen. Gehe die Wirthschaft in der Compagnie aber so fort, so werde er nicht mehr sprechen, sondern handeln. — Das sagte der ausgezeichnete Mann mit so vielem Anstand, mit so großer Würde und hinreißend edler Haltung, daß, da er geendet hatte, ihm von der Compagnie ein donnerndes Hoch gebracht wurde. — Das machte ihn fast verlegen. Er sagte lächelnd: „Da Sie meinen Tadel so gut aufnehmen, so schließe ich daraus, daß Sie seine Wichtigkeit anerkennen, und ihn künftig vermeiden werden.“ — Er gehörte zu den wenigen alten Militärs, welche wußten, wie man junges Volk von solcher Art anfassen muß. Wir Alle waren ihm ergeben auf Leben und Tod. —

Unterdessen erbat und erhielt ich ein paarmal Urlaub aus unserm langweiligen Lager nach dem nahen Tepliz. Dort war es indeß überaus voll und unruhig. Die Monarchen und das große Hauptquartier waren fortwährend darin, die Stadt und auch „der Adler“ übervoll und ich sah meine kleine Wohlthäterin nur flüchtig. Als ich das letztemal dort war, empfing ich von dem Rechnungsführer des Erbprinzen von Oldenburg, der sich ebenfalls im Hauptquartier befand, die monatliche Zulage, welche der Prinz uns fünf Oldenburgern gnädigst bewilligt hatte. Ich verwandte meinen Antheil auf der Stelle für zweierlei Ausgaben. Ich nahm ein Bad und darauf im besten Gasthause ein Mittagessen mit Wein, und — ich kaufte ein Geschenk und Andenken für die Rätthe. Als ich ihr das bunte Tüchlehen zu steckte, hat sie mir einen zweiten Kuß gegeben. Es war zugleich der letzte, denn ich habe „das Rättherl“ niemals wieder gesehen. Wir marschirten gleich darauf (Ende September) mit der ganzen Armee links ab nach Commotau und von da in forcirten Märschen über das Erzgebirge nach Chemnitz und weiter über Altenburg zum Schlachtfelde bei Leipzig, auf dem wir am 16. October ankamen.

Ein Tag in Weimar.

(Ende October 1813.)

Die lange Unthätigkeit und der Uebermuth, welche uns das vierwöchentliche Lager bei Tepliz gebracht hatte, waren denn freilich bald vergessen auf dem fast dreiwöchentlichen forcirten und höchst beschwer-

lichen Marsch inmitten einer Armee von 200000 Mann, von Teplitz nach der Ebene von Leipzig. Wenn man dergleichen nicht selbst gesehen und erlebt hat, macht man sich keine Vorstellung von den Schwierigkeiten der Leitung, Verpflegung und Unterbringung solcher Massen, die auf verhältnißmäßig schmale und ganz unvorbereitetem Terrain täglich weiter geschoben werden. Alle Befehle, Marschrouten und Vertheilungslisten waren nicht im Stande, Irrthümer und Conflict, das Kreuzen der Colonnen und unnöthige Hin- und Hermärsche zu verhindern; aller Nachschub von Vieh und Fourage war völlig unzureichend, diese Massen von Menschen und Pferden zu ernähren. Glücklicherweise war es Herbst und die Felder voll von Kartoffeln, Rüben, Erbsen und grüner Fourage. Das arme Land litt unsäglich. Die hölzernen Häuser der Dörfer wurden abgedeckt und niedergerissen, um trocknes Holz für die Bivouakfeuer zu haben; alles Vieh, Schafe, Schweine, Hühner, wurde geraubt und geschlachtet. Dergleichen war nicht verboten oder gestraft, sondern die Dörfer in der Nähe wurden förmlich den einzelnen Truppentheilen zur Demolirung und Plünderung angewiesen. Es gab eben kein anderes Mittel, die Armee zu erhalten. Nur in Chemnitz und Altenburg erhielt unser Regiment auf eine Nacht Quartier, und ich erinnere mich noch heute, welch' ein Behagen über uns kam, als wir uns einmal reinigen, um einen Tisch setzen und unter Dach schlafen konnten.

Am Nachmittag des 16. October kamen wir auf dem Schlachtfelde von Leipzig an, als gerade der große Reiterangriff Murat's im Beginn war. Bis zur völligen Dunkelheit wüthete der Kampf, der mit dem Zurückgehen der Franzosen in ihre anfängliche Position schloß. Der unerwartete lebhafte Angriff Blücher's bei Möckern im Norden der Stadt hatte Napoleon verhindert, die erlangten Vortheile über Schwarzenberg im Süden kräftig zu verfolgen. Während der Waffenruhe am 17. bivouakirten wir Libertwolkwitz gegenüber zwischen Leichenhausen. Ich schlief einige Stunden in der nasskalten Octobernacht auf einem noch warmen Pferdecadaver hingestreckt. Am 18. bildeten wir das Reservetreffen in dem furchtbaren Kampf um Wachau und Liebertwolkwitz; beide Orte wurden im Laufe des Tages erstürmt, und Abends zogen die Franzosen auf Leipzig ab. Noch in der Nacht zum 19. mußte unser Corps in der Richtung von Pegau abmarschiren, um von da in Naumburg an der Saale den Franzosen womöglich zuvorzukommen. Das glückte bekanntlich nicht, weil Napoleon seinen Rückzug auf Weißenfels nahm. Als wir den Paß von Rösen erreichten, wo

eine österreichische Abtheilung schon Tages zuvor ein heftiges Gefecht gehabt hatte, waren die Franzosen schon über Apolda hinaus bei Weimar. Zwei Tage später kamen auch wir nach einem forcirten Marsch Nachmittags bei Weimar an. Auf der Höhe, etwa wo jetzt der Bahnhof liegt, in der Nähe der Stadt wurde aufmarschirt und die Gewehre zusammengesetzt. Wir sollten an dieser Stelle abkochen und die Nacht lagern. Ich blickte sehnsüchtig nach der im Thal anmuthig gelegenen Stadt. Man zog, wie gewöhnlich, Commando's aus den Compagnien, um Brennholz und Stroh aus einem nahen Dorf zu holen. Mein Name wurde aufgerufen, aber ich zeigte auf meine Füße: „Ich sei unfähig, noch zu marschiren und Holz zu schleppen.“ In der That hatten sich die Sohlen meiner Stiefel auf den Märschen seit Leipzig fast abgelöst; ich trat schmerzvoll auf bei jedem Schritt. Man wies mich an den Hauptmann, und ich meldete demselben, daß ich gezwungen sei, liegen zu bleiben, wenn mir nicht anderes Schuhwerk geliefert werden oder ich Erlaubniß erhalten könne, mir dergleichen in der nahen Stadt zu verschaffen. Das Gesicht des alten Herrn drückte aus: „Nun, das Unglück wäre nicht groß; wir würden auch ohne Dich an den Rhein kommen!“ — aber er sagte gutmüthig: „Ich kann Ihnen nicht helfen; ich habe keine Stiefel zu vertheilen und in die Stadt darf Niemand, weil das Hauptquartier darin ist. Aber — wenn Sie hinein kommen und sich dort helfen können, in Gottes Namen, — ich will es nicht wissen und nicht sehen!“ — Ich machte mich sogleich hinkend auf den Weg. So matt und müde ich war, ich mußte doch an Schiller und Göthe, an Herder und Wieland denken, und daß ich nun gleich das berühmte Weimar zum erstenmal sehen würde, das so viele große Erinnerungen wach rief. Aber in der von Militair und Fuhrwerk überfüllten Stadt angekommen, fragte ich doch den ersten Bürger, den ich sah, zuvörderst nach einem Schuster. Er wies mich in ein nahe Haus, das ich voll fand von russischer Einquartierung, und der Meister erklärte mir, kurz abweisend: „Selbst seine Werkstatt sei voll Soldaten, an Arbeiten sei nicht zu denken.“ Ebenso erging es mir in einem zweiten Schusterhaus, und nach einem dritten durch die Straßen wandelnd, gerieth ich plötzlich auf einen freien Platz und sah ein großes prächtiges Gebäude vor mir. Ein Vorübergehender, den ich fragte, erwiderte: „Das sei das Schloß von Weimar, jetzt ganz voll von Kaisern, Königen, Prinzen und Generalen!“ — Mir schoß der Gedanke durch den Kopf, darunter könne auch der Erbprinz von Oldenburg sein. Nicht als ob ich dummdreist genug gewesen wäre, ihn selbst

unter solchen Umständen mit meiner Gegenwart und meinen dringenden Anliegen belästigen zu wollen. Aber ich dachte an seine mir bekannt gewordene Umgebung und Dienerschaft, und schnell entschlossen lenkte ich meine wankenden Schritte auf das Portal des Schlosses. Ich fragte bei der Wache an, ob nicht der Erbprinz von Oldenburg im Schlosse sei? Sie konnte mir keine Auskunft geben, aber ein eben vorbeigehender Diener in der herzoglichen Livree trat hinzu und erklärte, allerdings sei der Erbprinz da, und wenn ich eine Bestellung hätte, wolle er mich zum Kammerdiener desselben führen. Ich antwortete freudig bejahend und traf in einem Mansardenzimmer des Schlosses den Kammerdiener Hayen, den Haushofmeister Grundmann und den Jäger und den Koch des Erbprinzen, die eben ihre Mahlzeit hielten. Man erkannte mich gleich und es scholl mir entgegen: „Mein Gott, wie sehen Sie aus? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?“ — Ich sagte: „Fragt nicht viel, aber gebt mir zu essen, und ein Paar Stiefel, und ein reines Hemd, — und dann — laßt mich womöglich „Göthe“ sehen!“ — „Setzen Sie sich gleich her und essen Sie mit; Stiefel und ein Hemd sollen Sie dann auch haben, aber was wollen Sie mit Göthe? Wer ist Göthe?“ — „Göthe ist ein großer Dichter und dann ist er auch Minister hier in Weimar.“ — „Ja, wenn er Minister ist, so können Sie ihn vielleicht nachher an der Tafel sehen. Nun kommen Sie nur erst her, zu essen und zu trinken!“ —

Man kann sich vorstellen, wie mir die Kost und der Wein im Residenzschloß zu Weimar schmeckten. Auch ein Paar Stiefel, das paßte, fand sich nach einigem Anprobiren, und ich Glücklicher durfte mich umziehen und reinigen. Dann kam noch der Kaffee, bis gemeldet wurde, nun seien auch die Herrschaften an der Tafel. Ich wurde auf die Gallerie des großen und prachtvollen Saales geführt, und ein anwesender Weimaraner zeigte mir an der langen, prächtig besetzten Tafel den Minister Göthe gegenüber dem Kaiser von Rußland, der sich fortwährend mit ihm unterhielt. Ich konnte mich nicht satt sehen, und auch die anderen vielen Fürsten, Generale und Minister wurden gemustert und mir genannt.

Als die Tafel aufgehoben war, hieß es: „Nun geht's in's Theater.“ Grundmann steckte mir ein Billet zu und ich erhielt einen Platz im Parterre. Man gab eine große Oper. Nur Militärpersonen hatten Einlaß erhalten; Logen und Parquet waren gefüllt mit Fürsten, Generalen, Ministern und Officieren; im Parterre und auf der Gallerie Unterofficiere und Soldaten. Mich erhob die Musik, aber ich sah wenig

nach der Bühne. Ich heftete meine Augen auf Göthe, mit welchem der Kaiser und der König viel sprachen, dann auf den Herzog von Weimar, auf die Minister Hardenberg und Humboldt, auf den General Barklay u. s. w. Es wurde viel und lebhaft conversirt und gesprochen. Die durch den großen Sieg bei Leipzig und den Vormarsch nach dem Rhein hoch erregte Stimmung machte sich deutlich geltend. Einige markante Stellen und Anspielungen auf der Bühne wurden mit lautem Klatschen und freudigem Zurufe begrüßt. Man sah nur heitere, blühende Gesichter und die edelsten Gestalten im Schmuck prächtiger Uniformen und Ordenssterne. Dazu der Zauber hinreißender Musik. Es erschien mir wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Nach dem Theater erschien ich verabredetermaßen wieder bei meinen wohlthätigen Wirthen auf dem Schloß. Es wurde splendid zu Abend gegessen, ich mußte von Culm und Leipzig erzählen, und man bettete mich nachher halb entkleidet auf einer köstlichen Matratze mit wollener Decke, die man auf dem Fußboden ausgebreitet hatte. So behaglich ich lag, ich schlief spät ein; meine Phantasie war zu erregt durch den plötzlichen Wechsel. Am andern Morgen nach dem Frühstück wurde noch mein Brodbbeutel mit ein paar Flaschen Wein und einigen Lebensmitteln gefüllt, und Grundmann begleitete mich zu einem Marktender, der sich in der Stadt verproviantirt hatte und im Begriff war, den Truppen nachzufahren. Ich erhielt einen Platz auf dem Wagen und kam gegen Abend im Bivouak des Regiments in der Gegend von Arnstadt an. Die Kameraden lagen müde und erschöpft von dem starken Tagesmarsch und vom darauf folgenden Abkochen und Bereiten des Lagers auf ihrem Stroh hingestreckt, aber als ich nun die Geschichte meines Tages in Weimar erzählte und den mitgebrachten Schluck Wein nebst Imbiß vertheilte, wurde Alles voll Erregung und Spannung, und von allen Seiten scholl es zwischen meinen Bericht: „Nein, was hat der Mensch für fabelhaftes Glück!“ — und ich mußte beschreiben, wie Göthe aussehe, und der Wein des Herzogs von Weimar wurde gelobt, und meine neuen Stiefeln wurden bewundert. —

Ich will mir erlauben, an das Obige anknüpfend, hier noch einzuschalten, daß fast vierzig Jahre vergingen, ehe ich das interessante Weimar wieder sah. — Der Zufall wollte, daß ich bei vielfachen Reisen in und durch Deutschland gerade diesen Punkt nicht wieder berührt hatte. Da, im Anfang des Jahres 1851, als ich oldenburgischer Bevollmächtigter in Berlin war, befahl mir unser damaliger Großherzog, mich nach Weimar zu begeben, um dort mit ihm zusammenzutreffen und

ihm mündlichen Bericht über die politischen Zustände in Berlin zu erstatten, da er gegen den 16 Februar, den Geburtstag seiner Cousine, der Großherzogin und Großfürstin Marie, in Weimar sein werde. Er war zugleich so gnädig gewesen, meine bevorstehende Ankunft in Weimar anzeigen zu lassen, und so erhielt ich dort die Einladung, im Schlosse zu wohnen. Abends wurde ich den weimarschen Herrschaften vorgestellt, und im Laufe der dann am Theetisch folgenden Unterhaltung fragte mich die Großherzogin: „ob ich schon früher in Weimar gewesen sei?“ — Ich erwiderte: „Ein einzigesmal, Kaiserliche Hoheit, vor sehr langer Zeit, im Jahre 1813, und auch damals habe ich den Vorzug gehabt, wie heute, auf dem Schlosse logirt zu werden,“ — worauf ich dann auf Befragen den obigen Hergang erzählte, wie es schien, zur großen Unterhaltung meiner vornehmen Zuhörer. Nur der damalige Großherzog von Weimar selbst schien einigen Anstoß an der Sache zu nehmen. Er äußerte: „Dergleichen dürfe nicht vorkommen; — die Dienerschaft habe nicht die Befugniß, Fremde auf dem Schlosse zu bewirthen“, — und es schien, als habe er nicht übel Lust, noch jetzt nachträglich eine Untersuchung zu verfügen. Aber die Großherzogin fiel ihm in's Wort: *Mais mon ami, laissons cela!* — — und das Gespräch wandte sich zu anderen Dingen.

Am Rhein und in Frankreich.

(1813 und 1814.)

Der nun folgende unausgesetzte zweiwöchentliche Marsch von Thüringen bis zum Rhein war viel erträglicher und lange nicht so reich an Beschwerden und Entbehrungen, als unsere früheren Züge durch Böhmen und Sachsen. Zwar das Uebersteigen des Thüringerwaldes bei Blasien-Zelle wurde zunächst sauer genug. Aber von Schmalkalden aus war dem unermüdlischen Blücher die eigentliche Verfolgung der zum Rhein eilenden Reste der französischen Armee übertragen, und uns dirigitte man auf einem Umwege über Meiningen auf Würzburg und von da über Mchaffenburg nach Frankfurt. Wir hatten in der stark bevölkerten Main-Gegend fast allnächtlich Quartier mit hinreichender Verpflegung, und kamen wohl ermüdet und abgerissen, aber doch nicht erschöpft und kraftlos in der ersten Hälfte des November in Frankfurt an.

Das große Hauptquartier war schon in der Stadt etablirt; wir

mußten einen feierlichen Einzug in Parade vor den Monarchen halten, wobei wir Volontairjäger uns weder durch gute Haltung, noch durch sauberen Anzug und starke Rottenzahl auszeichneten, — was mißfällig bemerkt wurde. Unsere Compagnie z. B. war 180 Köpfe stark im Sommer aus Schlesien ausmarschirt und kam im November mit nur 70 Köpfen in Frankfurt an. Der enorme Abgang kam fast ganz auf Rechnung der Maroden. Die verwöhnten, jungen Freiwilligen aus den höheren Ständen ertrugen die furchtbaren Strapazen der modernen Kriegführung in Reihe und Glied sehr schwer. Auch von uns fünf Oldenburgern waren nur zwei beim Einmarsch in Frankfurt gegenwärtig, aber im Laufe des vierwöchentlichen Aufenthalts daselbst trafen die ermatteten Zurückgebliebenen nach und nach zu einem großen Theil wieder ein, so daß die Compagnie im December doch wieder mit 120 Köpfen ausrücken konnte, obwohl wir in Frankfurt wieder einigen Abgang durch Avancement zum Officier hatten.

An einen von uns Oldenburgern kam das auch jetzt nicht heran, weil wir weniger Dienstzeit hatten, als die im Februar zu Breslau eingetretenen Kameraden. Aber eine kleine Satisfaction wurde uns doch. Kloster und ich wurden zu Oberjägern bei der Compagnie ernannt, und wir legten unsere Unterofficiertreffen nicht ohne Stolz und Genugthuung an.

Warum es nun nicht weiter ging, über den Rhein nach Frankreich und zur Eroberung von Paris, begriff Niemand. Wir wußten nicht, daß die verbündeten Cabinette über den Zweck und das Ziel des Krieges nicht einig waren, daß Verhandlungen stattfanden, daß Metternich durch St. Mignan dem Kaiser Napoleon noch jetzt die Rheingrenze anbieten ließ, wenn er Frieden machen wolle. Glücklicherweise war der stolze Imperator übermüthig genug, das Anerbieten abzulehnen, und die deutsch und energisch gesinnten Elemente im Hauptquartier, namentlich Stein, Blücher, Saxeisenau, Kneisebeck, erhielten dadurch das Uebergewicht, während der wackere Arndt durch seine rechtzeitige, kräftige Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, die wir Alle mit Entzücken lasen, ein entschiedenes Gewicht in die Waagschale legte.

Im Uebrigen war uns der mehrwöchentliche Aufenthalt in Frankfurt höchst erwünscht und gereichte uns zur Erholung und zu vielfachem Genuß. Mein Quartier freilich war für beides nicht geeignet. Ich lag mit noch fünf Kameraden bei einem armen Gärtner in Sachsenhausen, der kaum Brod für sich und die Seinigen hatte. Aber wir

hatten einen oldenburgischen Landsmann gefunden, der Lehrer in einem reichen Frankfurter Hause war und Vorschüsse und Credit verschaffte; auch unser Wohlthäter, der Erbprinz, ließ uns vor seiner Abreise nach dem befreiten Oldenburg unsere rückständige Zulage auszahlen. So hatten wir Mittel uns zu pflegen und leidlich wieder auszurüsten. Zugleich erlangten wir wieder die Communication mit den Unsrigen im Vaterlande. Sie hatten uns schon verloren gegeben, und drückten in rührender Weise ihre freudige Ueberraschung aus. Mein Vater schickte mir Geld und den Befehl, mich so schnell als möglich loszumachen und meine juristischen Studien fortzusetzen.

Daran war denn freilich sobald nicht zu denken. — In der zweiten Hälfte des December erhielten wir Marschordre. Wir rückten aber nicht, wie die allgemeine Erwartung war, geradezu über den Rhein neben dem blockirten Mainz vorbei und dann auf dem kürzesten Wege nach Paris, wo das Ende des Krieges sein mußte, sondern es war ein combinirter, verwickelter Angriffsplan auf Frankreich im Schwarzenbergischen Hauptquartier entworfen und von den Monarchen genehmigt worden. Darnach sollten vier durch lange Strecken getrennte Angriffe auf die französische Grenze erfolgen. Der General Bülow sollte von Holland aus mit 60000 Mann auf Brüssel vorgehen; der Feldmarschall Blücher mit 90000 über den Rhein bei Caub auf Trier und Metz; 40000 Oesterreicher von der Schweiz aus auf Besançon und Lyon; und die Hauptarmee von 200000 Mann unter Schwarzenberg, zu der wir gehörten, über den Oberrhein auf Langres, wo man den Frieden zu dictiren hoffte. So hatten wir denn zunächst etwa 50 Meilen über Darmstadt, Heidelberg, Freiburg nach Basel zurückzulegen. So schön das Land ist, so reich dessen Hülfquellen, diese langen Märsche mitten im Winter in Roth und Schnee auf der bald grundlosen Chaussée waren beschwerlich genug. Freilich fehlte es auch nicht an erhebenden Momenten und an Erholungspunkten. Die leicht erregbaren, lebhaften Bewohner am Oberrhein nahmen uns wohl auf, begrüßten uns freudig als deutsche Brüder und als Befreier von den Franzosen und gaben was sie hatten zu unserer Erquickung. Aber sie hatten jeden Tag neue Einquartierung und wir kamen oft zu 10 bis 15 Mann in ein Haus. — Bei Heidelberg erhielt unser Bataillon das Dorf Rohrbach zum Quartier angewiesen, wo wir einen Ruhetag haben sollten. Man kann denken, daß ich denselben benutzte, mit ein paar Freunden Urlaub nach der nahen Stadt zu nehmen. Wir fanden die Universität öde und leer; es waren kaum 100 Studenten in Heidelberg zurückgeblieben,

darunter einige uns von früher befreundete Holsteiner. Wir verbrachten einige glückliche und ungemein lebendige Stunden mit ihnen in einem von ehemals bekannten Weinhause. Auch den alten Boß suchte ich auf; er freute sich, mich wieder zu sehen, ließ es sich nicht nehmen, mich zu bewirthen, und sprach lebendig seine grunddeutsche Gesinnung aus. — Unsere Neujahrnacht feierten wir in Sinzheim, einem Dorfe bei Baden, in Gesellschaft unserer Officiere, die im Gasthause ein Festmahl veranstaltet hatten für 10 bis 12 der Kameraden, die ihnen in Gesinnung und Bildung nahe standen. Wir fünf Oldenburger waren sämmtlich zugegen.

Am 13. Januar 1814, dem Neujahrstage der Russen, passirten die Garden und Reserven in Gegenwart der Monarchen von Rußland und Preußen den Rhein bei Basel, unmittelbar darauf in das französische Gebiet einrückend. Schon die folgende Nacht hatten wir Quartier in einem Dorfe, in welchem nichts als schlechtes Französisch gesprochen wurde. Dann ging es in ziemlich starken Märschen vorwärts über Montbeillard und Besoul nach dem etwa 30 Meilen von Basel entfernten Langres. Dort wurde Halt gemacht und die ganze Armee theils im Lager, theils in sehr engen Cantonnirungen vereinigt. Wir blieben einige Tage stehen; es waren wieder Friedensverhandlungen im Gange. Dann rückten wir plötzlich wieder vor auf Chaumont, und weiter auf Bar sur Aube und Brienne. Der unaufhaltsame Blücher hatte von Nancy her sich dahin dirigirt, war von Napoleon am 31. bei Brienne angegriffen und zurückgedrängt worden, und wir eilten ihm zu Hülfe. Am 1. Februar wurden die Franzosen nun nach hartnäckiger Gegenwehr von der Uebermacht geschlagen. Unser Corps kam aus seiner Reservestellung nicht zum Angriff, aber wir folgten dem abziehenden Feinde durch den brennenden Ort zwischen Haufen von Leichen und Trümmern, und lagerten dann in der kalten Winternacht ohne Obdach und Nahrung auf dem offenen Felde. Wir ertrugen es mit Muth und Hingebung, denn nach diesem Siege, glaubten wir, werde es in raschen Märschen unmittelbar auf Paris gehen.

Aber darin irrten wir sehr. Jetzt wissen wir, daß im großen militairischen und diplomatischen Hauptquartier zwei Parteien waren. Die eine und mächtigere, an deren Spitze die Oesterreicher standen und welcher sich die preußischen und englischen Diplomaten zugesellten, wollte die Sache gegen den Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich nicht auf's Aeußerste treiben und Frieden machen, wenn Frankreich Holland und den Rheinbund und Italien ausgäbe. Die andere von Stein,

Blücher, Gneisenau inspirirte wollte energische Fortsetzung des Krieges und rasches Vordringen auf Paris. Blücher trennte sich nach der Schlacht von Brienne wieder von Schwarzenberg und operirte auf Chalons. Wir rückten langsam über Bendeuvres und Bar sur Seine auf Troyes. Aber wenn auch die Märsche nicht groß waren, desto größer und schwerer waren die Entbehrungen und Strapazen in diesem schlechtesten Theil der Champagne, beim rauhesten Winterwetter in trostlosen Bivouaks oder ärmlichen und halb verwüsteten Dörfern, welche theils durch die Franzosen auf ihrem Rückzug, theils durch unsere aus Russen und Württembergern bestehende Avantgarde ausgeplündert waren. Hunderte blieben krank oder ermattet liegen und wurden dann durch Ambulancen in rückwärts eingerichtete Hospitäler geschafft.

In der Mitte des Februar wurde uns eines Abends ein Dorf in der Nähe von Troyes zur Nachtruhe angewiesen. Wir erhielten mit 15 Mann eine elende Hütte als Obdach, die wir im Innern völlig ausgeplündert fanden. Es war kein anderes Wesen darin als ein halb wahnsünniges Weib in zerrissenen Kleidern, das uns mit Flüchen und Verwünschungen empfing. Wir waren eben beschäftigt, Feuer anzumachen auf dem halb zerstörten Heerd, als der Feldwebel eintrat und mich zum Hauptmann bestellte. Zu meiner Verwunderung traf ich dort meine oldenburgischen Kameraden Kloster und Becker; Muck war schon auf einem der ersten Märsche in Frankreich, Schloifer in der Nähe von Brienne ermattet liegen geblieben. Der Hauptmann las uns eine soeben beim Regiment eingegangene königliche Cabinetsordre vor, zufolge welcher „die Volontairs Kloster, Mosle, Schloifer, v. Muck und Becker auf geschehene Reclamation ihres Landesherrn, des Herzogs von Oldenburg, sofort zu entlassen und nach Oldenburg zu instradiren seien, um in dem dortigen Contingent angestellt zu werden“. — Wir waren anfangs stumm vor Ueberraschung, dann aber sprachen wir die Bitte aus, da wir so nahe bei Paris seien, uns wenigstens bis dahin zu behalten. — Der Hauptmann lächelte und sagte: „Wir sind weiter von Paris, als Sie denken, und der Befehl Seiner Majestät lautet bestimmt; Sie aber haben die Schuldigkeit, ihrem Landesherrn zu dienen.“ Er fügte dann noch ein wohlwollendes und anerkennendes Wort hinzu und übergab uns die schon ausgefertigten fünf Abschiede, mit dem Befehl, unsere Kameraden v. Muck und Schloifer in einem der rückwärts gelegenen Hospitäler aufzusuchen und sie womöglich mitzunehmen. Es wurde uns dann ein aus dem letzten Nachtlager requirirter Bauerwagen überwiesen, der leer zurückfuhr, und wir wurden noch denselben Abend

und in einem Theil der Nacht rückwärts transportirt, bis wir irgendwo ein kümmerliches Unterkommen fanden.

Man kann sich vorstellen, daß dieser plötzliche Wechsel einziger Gegenstand unserer Gespräche und Conjecturen war. Erst später in Oldenburg erfuhren wir, daß der damals bei seinem Vater dort anwesende und mit der eiligen Organisation des oldenburgischen Contingents beauftragte Erbprinz diese Reclamation des Herzogs bei dem König von Preußen veranlaßt hatte, um einige junge Officiere, an denen es fast gänzlich mangelte, für die neue oldenburgische Formation zu gewinnen.

Unterdessen setzten wir unsern Weg im Rücken der Armee über Bar, Chaumont, Langres fort, erhielten von den Commandanten auf Vorweis unserer Marschrouten überall Quartier und Vorspann, und waren so glücklich, im großen Hospital zu Besoul unseren Freund Schloifer zu finden, der zwar Reconvalescent, aber doch noch nicht im Stande war, die Weiterreise mit uns fortzusetzen. Wir händigten dem Erstaunten seinen Abschied ein, und er kam einige Monate nach uns glücklich und gesund in Oldenburg an. Zugleich erfuhren wir zu Besoul, daß wir unseren Kameraden v. Muck wahrscheinlich zu Neuchâtel in der Schweiz treffen würden. Man hatte beim Vorrücken in Frankreich nicht versäumt, ein Detachement preussischer Truppen nach Neuchâtel zu schicken, um dies kleine Fürstenthum wieder für den König in Besitz zu nehmen, und die Neuchâteller in ihrer Freude hatten gebeten, bei sich ein großes Reservehospital für preussische Kranke errichten und versorgen zu dürfen.

So richteten wir denn unsere weitere Reise von der Stappenstraße der Armee auf Montbeillard und Basel abwärts nach Süden, auf Beaume les dames, la Chaux de fonds und Neuchâtel, in eine Gegend Frankreichs, die noch kein alliirter Soldat betreten hatte. Man hatte uns gewarnt, auf unserer Hut zu sein in dieser Isolirung, und wir versäumten nicht, unsere geladenen Büchsen zur Hand zu behalten. Aber die Bewohner dieser Gegend von Hochburgund empfingen und bewirtheten uns gut, wozu allerdings beitragen mochte, daß wir französisch mit ihnen sprechen konnten. Wir waren Gegenstand lebhafter Neugierde und hatten viel Fragen und Erkundigungen über den Stand des Krieges zu beantworten; die Maires behielten uns ein paarmal selbst in Quartier und sorgten ohne Anstand durch Vorspann für unser Weiterkommen.

Noch besser war der Empfang in Neuchâtel, wo wir bei einem

reichen Banquier Quartier erhielten. Unser Freund v. Muck befand sich richtig in dem wohleingerichteten Hospital, war aber tief krank am Nervenfieber. Wir durften kaum mit ihm sprechen und sahen ihn erst im Herbst leidlich hergestellt wieder in Oldenburg ankommen.

So setzten wir denn zu Dreien unsern Weg über Solothurn, Basel, Frankfurt, Cassel nach Oldenburg fort, wo wir in der zweiten Hälfte des März anlangten. Wir erregten lebhafteste Sensation nicht nur bei Bekannten, sondern bei der ganzen Bevölkerung, meldeten uns sogleich beim Herzoge und beim Erbprinzen und wurden von letzterem an den Major von Benoit, den damaligen Commandeur des oldenburgischen Contingents, verwiesen. Dieser ertheilte uns vorläufigen Urlaub zu den Unsrigen und sandte einige Tage darauf an Kloster und mich das Officierpatent; Becker hatte aus Gesundheitsrückichten eine militairische Anstellung abgelehnt und begab sich zur Fortsetzung seiner medicinischen Studien wieder auf eine Universität.

Wie ich Soldat geblieben bin.

Auch mich hätte mein Vater gern wieder zur Universität abgehen sehen. Aber ich widerstand für den Augenblick und er gab meinen Gründen nach. Die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten nicht günstig für die Allirten. Napoleon war zwischen den beiden feindlichen Armeen hindurch auf Lothringen marschirt; Schwarzenberg ging von Troyes wieder rückwärts auf Chaumont. Der Krieg konnte noch Monate dauern; das oldenburgische Contingent kam vielleicht noch zum Ausmarsch. Unter solchen Umständen glaubte ich die Pflicht zu haben, dem an mich ergangenen Ruf zu folgen, und der Erwartung meines Wohlthäters, des Erbprinzen, entsprechen zu müssen.

So equipirte ich mich denn rasch als Officier und exercirte in Oldenburg Rekruten. Das damals versammelte erste Bataillon war nur im Besitz von 100 alten, zusammengesuchten Gewehren, die von Compagnie zu Compagnie gingen, um die Mannschaft damit einzuüben. Erst mehrere Wochen nach meinem Eintritt kam eine Garnitur neuer Gewehre von England an.

Im Anfang April erscholl die Nachricht von dem siegreichen Einzuge der Allirten in Paris und vom Beginn der Friedensverhandlungen, die sich bis zum Juli hinzögerten. Nun schien mir die Zeit gekommen, meinen Abschied zu erbitten und nach Göttingen zu gehen, um dort meine juristischen Studien fortzusetzen. Aber gerade zu dieser

Zeit (Juli 1814) war der Oberst Wardenburg unser Commandeur geworden, und sofort begann eine große Thätigkeit in der Dienstführung und Organisation. Ich wurde plötzlich mit einem Commando nach Brake geschickt, um dort aus englischen Schiffen Ausrüstungsgegenstände in Empfang zu nehmen. Daran knüpften sich andere Commandos nach Zwischenahn, wo zum erstenmal im Bataillon exercirt wurde, und nach Sever, wo ich bei der ersten Rekruten-Aushebung zu fungiren hatte.

So war es Herbst geworden, als mein Vater seine Erinnerung erneuerte, nun den Abschied zu fordern. Es geschah, aber der wohlwollende Oberst ließ mich zu sich kommen und bot mir an, einen zweijährigen Urlaub für mich zu erbitten; ich könne dann später immer noch thun, was mir das Beste scheine. Das leuchtete ein, der zweijährige Urlaub erfolgte, und ich begab mich in's elterliche Haus, um mich dort während der Wintermonate für das halb vergessene Studium vorzubereiten und dann im Oftern 1815 nach Göttingen abzugehen.

So saß ich wieder über dem corpus juris und meinen juristischen Hefen und war eben mit meiner Ausrüstung für die Universität fertig, als im März 1815 die große Nachricht erscholl: „Napoleon ist von Elba aus in Frankreich gelandet und marschirt auf Paris.“ — Unmittelbar darauf erging von Wien aus die Aufforderung an alle deutsche Staaten, ihre Contingente auf den Kriegsfuß zu setzen. Der ungemein rührige Oberst Wardenburg bewirkte in Oldenburg sofort die Einberufung aller Beurlaubten, und auch ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich wieder in Uniform zu setzen und zum Dienst zu melden. Im elterlichen Hause sah man die Sache als ein zwar störendes aber kurzes Intermezzo an und rechnete darauf, daß ich noch im Mai in Göttingen sein könne.

Statt dessen marschirten die beiden oldenburgischen Bataillone am 10. Mai an den Rhein und von da weiter nach Frankreich zur Belagerung feindlicher Festungen, und erst im December kehrte das Regiment nach einem siebenmonatlichen ehrenvollen Feldzuge in die Heimath zurück. Für mich persönlich war dieser Feldzug besonders interessant und folgenreich gewesen. Unser vortrefflicher Oberst schien eine vortheilhafte Meinung von meinem guten Willen und meiner Brauchbarkeit zu haben. Er begünstigte mich wo sich eine Gelegenheit bot durch besondere Aufträge und Commandos. So mußte ich gleich nach dem Ausmarsch den Befehl über das Detachement freiwilliger Jäger übernehmen, welches nach preussischem Vorbild aus jungen Volontairs der besseren Stände beim Regiment formirt worden war. Dann sandte er mich vom Rhein

voraus nach Echternach in das Hauptquartier des Generals von Egloffstein, unsers Brigadiers, um demselben die Ankunft des Regiments zu melden. Nicht lange darauf, nach der Einnahme von Sedan, präsentirte er mich dem General von Hafe zum Platzadjutanten in dieser bedeutenden Stadt, und die Commandantur versah ihren Dienst zu solcher Zufriedenheit der Stadtbehörde, daß dieselbe bei unserem Abmarsch dem Commandanten, einem hessischen Major, eine Chaise mit zwei Pferden, mir ein hübsches Reitpferd mit Sattel und Zaum zum Geschenk machte. Die Belagerung von Mezières machte ich später in Reihe und Glied mit, erhielt aber nach Beendigung derselben vom Obersten den Auftrag, in Begleitung eines mecklenburgischen Rittmeisters nach Rethel in der Champagne voranzureiten, um in dortiger Gegend die Cantonirungsquartiere für unsere Brigade vorzubereiten und einzurichten.

Daran knüpft sich denn eine Episode meines jungen Soldatenlebens, an welche ich stets mit Interesse und mit genugthuendem Behagen zurückdenken werde.

Rethel ist eine wohlhabende Stadt von 5 bis 6000 Einwohnern an der Aisne, in fruchtbarer wohl angebauter Gegend, fünf Meilen von Rheims, der Hauptstadt der Champagne. Sie war bisher von Russen besetzt gewesen, die sich kurz zuvor weiter in das Innere gewandt hatten. Mein Begleiter, der mecklenburgische Rittmeister, begab sich in die Umgegend, um dort die Quartiere für das mecklenburgische Husarenregiment auszusuchen. Ich blieb in der Stadt, um daselbst für den Brigadestab und für unser Regiment Quartier zu machen. Der Herr Maire empfing mich sehr zuvorkommend. „Er und die Stadt seien glücklich, die Russen los zu sein und dafür Truppen „d'une nation civilisée“ zu empfangen.“ Der preußische General von Warburg, der damals unser Brigadier war, hatte mir befohlen, ihm womöglich ein freundliches Quartier mit Stallung und Garten und mit freier Umgebung auszusuchen; „wir würden wahrscheinlich lange in dem „Nest“ bleiben müssen, und er liebe, so lange es Sommer sei (wir hatten Ende August), eine freie Wohnung und hasse enge Straßen.“ — Meine erste Frage an den Herrn Maire war also nach einem Quartier solcher Art für den General. Er besann sich einen Augenblick und rief dann aus: *J'ai votre affaire, Monsieur, venez voir vous-même*, und führte mich zu einem geschmackvollen großen Hause mit einem Park dahinter, unmittelbar vor dem Thor nach Rheims. Die Besetzung gehörte einem alten Legitimisten, der zwar abwesend war, um seinen rückkehrenden

König zu begrüßen, aber seine ganze Dienerschaft zurückgelassen hatte mit dem Befehl, die befreienden Truppen gut zu bewirthen. Auch für die Regiments- und die Bataillonsstäbe, wie für die Compagnien unseres Regiments fanden sich in der Stadt und den nächsten Ortschaften sehr gute Quartiere.

Am folgenden Tage, Nachmittags, traf denn der General mit seinen Officieren ein, der den Truppen vorausgeritten war, welche erst gegen Abend erwartet wurden. Nach französischer Weise empfing ihn am Thor die ganze Municipalität in Galla, den Maire an der Spitze, und begleitete ihn nach einer feierlichen Begrüßung, bei welcher das Wohl der Stadt dem Herrn General empfohlen wurde, in das für ihn bestimmte Quartier. Ich war dem General entgegengeritten und hatte ihn benachrichtigt, was er finden würde. In dem schönen Quartier war auch der Souspräfect mit seinen Secretairen in Uniform, den General zu begrüßen und ihm das Arrondissement zu empfehlen. Dann führte man den überraschten General, der aber in bester Laune und mit vielem Anstand diese Huldigungen entgegen nahm, in seine Zimmer, und wir fanden im Speise- und Gartensalon eine Tafel von 20 Couverts brillant gedeckt, und der Haushofmeister, die Serviette über den Arm, meldete mit tiefem Bückling, daß dem Herrn General servirt sei. Dieser lud auf der Stelle die ganze Versammlung, sowie mich und seine beiden Adjutanten ein, mit ihm zu essen, dankte mir für meine Aufmerksamkeit und raunte mir zu: „Das muß man sagen, zu leben wissen die Kerls!“ Er war früher in Berlin Page und Gardeofficier, später Adjutant Blücher's gewesen und nicht nur ein sehr braver Soldat, sondern auch ein liebenswürdiger Lebemann.

Bei der gut besetzten Tafel kreisete der vortrefflichste Champagner und Alles wurde belebt und gesprächig. Der Maire erzählte von dem groben und exigeanten Stadt-Commandanten, einem russischen Oberstlieutenant, der kürzlich die Stadt bedrückt und ausgezogen habe. Er fügte gegen den General gewendet hinzu: „Au nom de la ville, mon général, j'ai à Vous adresser la prière, de nous donner un bon et loyal commandant!“ —, worauf der General, seiner heiteren Stimmung nachgebend, sich an mich wandte und mir über den Tisch deutsch zurief: „Sie sind längere Zeit in Sedan Platzadjutant gewesen, kennen also den Dienst; Sie sprechen außerdem französisch, — ich will Sie zum Stadtcommandanten machen, so lange wir hier sind! — und dann sich an die Gesellschaft wendend, setzte er französisch hinzu: Voila votre commandant, que je viens de nommer! —

Ein halb freundliches, halb listiges Lächeln über den 21jährigen neuen Commandanten glitt sofort über die Lippen der Franzosen, aber der Maire brachte die Gesundheit des neuen Commandanten aus, und als gleich nachher die Tafel aufgehoben wurde, traten Souspräfect und Municipalität an mich heran, wünschten sich und mir Glück und empfahlen sich und die Stadt meinem Wohlwollen.

Dann verließ uns der General und der Maire führte mich in mein „hôtel“, wie er es nannte. Es war ein ansehnliches Haus am Marktplatz, das der Stadt gehörte, und in dessen Souterrain mein „maitre d'hôtel“ logirte, der für meine Bedienung und meinen Tisch zu sorgen hatte. Er erklärte mir, daß die Stadt jeden Mittag und jeden Abend 8 Couverts für mich gut thue mit dem dazu gehörigen Wein. Ich ließ mir mein Erstaunen nicht merken. Der Russe, mein Vorgänger, hatte die Franzosen gut in Trab zu bringen verstanden.

Am Abend kamen denn die Truppen nach ermüdendem Marsche an. Sie fanden gute Quartiere und Alles war zufrieden in dieser gesegneten Misne-Gegend. Wir blieben fast vier Wochen. Die Einwohner und Behörden waren ihrerseits sehr befriedigt von unserer Haltung. Excesse fielen fast nicht vor; nur bei der Lieferung der Fourage gab es oft Anstände und Streitigkeiten, da dieser Artikel dort rar ist, und der reichliche Genuß des guten Weins veranlaßte zuweilen Ausschreitungen und Bestrafungen. Man war mit meiner Dienstleistung zufrieden, zumal da ich der Stadt verhältnißmäßig wenig Kosten verursachte. Meine Couverts blieben fast ungenutzt, denn ich war täglich Gast an der Tafel des Generals; nur hin und wieder aßen einige Officiere, die vom Lande herein gekommen waren, an meinem Tische. Von extraordinären Vortheilen und Erpressungen, an welche die Franzosen so gewöhnt sind, war natürlich von meiner Seite keine Rede.

Ein hübsches Kaffeehaus ward als Versammlungsort für die Officiere bestimmt. Dort wurde allabendlich conversirt, getrunken und gespielt. In diesen letzteren beiden Uebungen waren uns die Herren Mecklenburger weit überlegen. Für mich sollten diese Wochen in Kethel einmal eine Periode des Glücks sein; ich gewann auch nicht unbedeutend im Spiel.

Im September marschirte die Brigade zur Belagerung von Montmedy ab. Am Tage vor dem Ausrücken kam eine Deputation der Municipalität zu mir, den Dank der Stadt auszusprechen und mir als Zeichen desselben ein hübsches Reitpferd und eine neue Versailler Doppelflinte anzubieten. Ich war so gnädig, ihre Gesinnungen zu genehmigen

und ihre Geschenke zu acceptiren. Als Tags darauf das Regiment schon ausgerückt war und ich eben mein Pferd bestiegen hatte, ihm zu folgen, trat mein maitre d'hôtel heran fragend: „Eh, mon commandant, que voulez vous qu'on fasse de votre vin?“ — „Comment de mon vin? je n'en ai point“ — Excusez, mon commandant, il y a 4 à 500 bouteilles de champagne à la cave, que la ville à fournies et qui sont à Vous!“ — Ich war einen Augenblick in Verlegenheit, ich wußte nichts davon oder hatte nicht daran gedacht, daß der zu meinen unbenutzten Couverts gelieferte Wein sich so angehäuft hatte; was sollte ich jetzt damit, da ich schon zu Pferde saß, um dem Regiment nachzueilen? Ich sagte also nach kurzem Besinnen: „je Vous le donne“. Wahrscheinlich hatte der pfiffige Patron dergleichen erwartet, und darum seine Anzeige so spät gemacht. Er sagte sich tief verneigend: Mille mercis, mon commandant! sich dann zu den Umstehenden kehrend und ihnen zrufend: Vous l'avez entendu, il me l'a donné! —

Als ich diese kleine Begebenheit später einmal im elterlichen Hause erzählte, sagte mein Vater: „Du hast in Deinem jungen Leben schon manchen dummen Streich gemacht, aber dies ist der dummfte von allen! — Konntest Du nicht den schönen Wein einem Handlungshause übergeben und nach Bremen zur Uebermachung an mich versenden lassen? Die verfluchten Franzosen haben mir so manche gute Flasche Wein ausgetrunken; das wäre doch noch eine Entschädigung gewesen!“ —

Ich aber dachte damals nicht entfernt bedauernd an den Verlust meines vortrefflichen Weins. Ich ritt seelenvergnügt und mit dem stolzeften Bewußtsein auf meinem hübschen Pferde an einem wundervollen Herbsttage aus der freundlichen Stadt, meine Ordonnanz auf einem zweiten mir eigenen Pferde hinter mir, die Tasche mit Geld gefüllt, den Kopf mit den heitersten Gedanken. Nur zwei kleine Sorgen störten hin und wieder mein inneres Behagen, einmal wo ich mit meinem zweiten Pferde bleiben sollte und dann, daß der Dienst in der Compagnie mir nun weniger zusagen würde.

Auch dieser Sorgen ward ich Glücklicher entledigt, als ich das Regiment eingeholt hatte und mich beim Obersten meldete. Derselbe sagte nach einer freundlichen Aeußerung über meine Dienstleistung in Kethel: „Sie werden noch nicht gehört haben, daß mein Adjutant Lenz zum Hauptmann ernannt ist und in einigen Tagen nach Oldenburg zurückgeht, um dort das Commando des Depots zu übernehmen. Sie sind nun vollständig beritten und können auf der Stelle den Dienst

übernehmen; ich will Sie noch heute zum Regiments-Adjutanten ernennen.“ —

Ich dankte ihm gerührt und überrascht, und von diesem Augenblick an habe ich über 20 Jahre, wenn auch in wechselnden Stellungen, doch in persönlichem engen Dienstverhältniß zu diesem seltenen und ausgezeichneten Manne gestanden, der mir bis an seinen Tod zahllose Beweise seines Vertrauens und Wohlwollens gegeben hat. Ich verdanke ihm einen großen Theil des inneren Antriebes und fast ausschließlich die äußeren befriedigenden Ergebnisse, wozu ich seitdem gelangt bin, wenn ich auch den allerbrillantesten Theil meiner militairischen Carrière mit der Commandantschaft von Rethel schon hinter mir hatte. Gar viel Gutes und Ehrenvolles ist dem alten Obersten und General zu Theil geworden, was er dankbarlichst erkennt. Aber nie haben bei ihm, wie bei dem 21jährigen Lieutenant, Präfecte und Maire in zahlreicher Begleitung in escarpins und Degen gefurt; nie hat er wieder einen maitre d'hôtel gehabt und eine Tafel für 8 Personen jeden Mittag und Abend mit einer Flasche Champagner für jedes Couvert; nie haben ihm wieder feierliche Municipalitätsdeputationen Pferde und Waffen für seine Verdienste überreicht; und nie hat er in seinem späteren Leben weder den Anlaß noch die Mittel gehabt, 500 Flaschen Champagner oder etwa 1000 Thaler mit generösem Gleichmuth zu verschenken. —

Im December 1815 hielt das Regiment seinen feierlichen Einzug in Oldenburg. — Als ich gleich darauf die Eltern besuchte, sagte mein Vater, als die ersten Begrüßungen und Erzählungen vorüber waren: „Nun mach' Dich nur bald in Oldenburg los, und setze Dich wieder hinter Deine Bücher, damit Du bereit bist, um Ostern nach Göttingen zu gehen.“ — Aber ich erwiederte entschlossen und bestimmt: „Nein, lieber Vater; ich bin nun seit fast drei Jahren Soldat, habe drei Feldzüge, den ersten als Soldat, den zweiten als Unterofficier, den dritten als Officier, mitgemacht, habe eine sehr gute dienstliche Stellung und hinreichendes Gehalt, habe zwei Pferde und einen Diener zu meiner Disposition; ich stehe außerdem zum Avancement als Premierlieutenant (ich wurde es im folgenden Jahre); — jetzt kann ich nicht wieder als Schüler noch Jahre lang aus Deiner Tasche zehren. Ich bin und bleibe Soldat!“ — Mein Vater erwiederte nach kurzer Pause: „In Gottes Namen, denn Menschen Wille ist kein Himmelreich; aber es ist Schade für Dich, aus Dir hätte noch einmal was werden können!“ —

So bin ich dem Soldat geblieben, und der Entschluß hat mich in den seitdem verfloßenen 50 Jahren niemals gereut. Ich bin bemüht gewesen, meinen Stand gründlich kennen zu lernen und habe nach meinen schwachen Kräften in ihm zu wirken gesucht, und ich habe weit mehr Anerkennung gefunden, als ich gehofft und verdient hatte. Diese Erfahrung von der Nachsicht und dem Wohlwollen meiner Vorgesetzten und Kameraden hat mir auch den Muth gegeben, Ihnen diese anspruchlosen Blätter von ganz subjectivem Inhalt vorzulesen, da mir eben Zeit und Stimmung für eine eingehende wissenschaftliche Mittheilung fehlten. Finden sich dieselben künftig einmal wieder ein, was bei dem mehr als Siebzigjährigen freilich zweifelhaft ist, so will ich es wieder gut machen, und Sie gründlicher und besser zu unterhalten suchen.

Georg Heinrich von Berenhorst

und dessen

Betrachtungen über die Kriegskunst.

Leipzig, 1796.

(Vorgelesen in der Officier-Versammlung in Gegenwart des Großherzogs
den 31. März 1861.)

Gnädigster Großherzog!
Geehrte Versammlung!

Der Mann, der auf ergangene Aufforderung es heute unternimmt, vor Ihnen das Wort zu ergreifen, ist in einem Alter und in einer Lage, in welchen der Mensch mehr von Erinnerungen lebt, als von Vorsätzen und Plänen, wo er mehr daran denkt, alte Schulden und Versäumnisse gut zu machen, als neue Ansichten und Unternehmungen zu begründen. So gestatten Sie mir denn, heute eine alte Schuld der Dankbarkeit abzutragen, indem ich Sie eingehend an ein Buch erinnere, das vor vielen Jahren einen entscheidenden Einfluß auf meinen Bildungsgang gehabt hat, ja welchem ich einen großen Theil der militairischen Ansichten und Ueberzeugungen verdanke, die mein dienstliches Leben geleitet und die geringen Wirkungen bedingt haben, welche dasselbe etwa gehabt haben könnte.

Ich will von den „Betrachtungen über die Kriegskunst“ sprechen, welche im Jahre 1796 bei Fleischer in Leipzig anonym erschienen sind und den damaligen fürstlich Anhalt-Dessauischen Oberhofmeister von Berenhorst zum Verfasser hatten. Die älteren unter den